

Liebe Leserinnen und Leser,

der Zufall wollte es, dass mir während der Vorbereitungen für das Erscheinen dieses Heftes ein Multiple-Choice-Test in die Hände fiel, der im Rahmen des Schulfaches Psychologie als schriftliche Leistungsüberprüfung verwendet wurde. Bemerkenswert in mehrerer Hinsicht, möchte ich Ihnen einen Ausschnitt aus diesem Test nicht vorenthalten und lade Sie gleichzeitig ein, sich daran zu versuchen. Die Aufgabenstellung lautet: Überlegen Sie, welche der folgenden Aussagen richtig und welche falsch sind:

Die Seele ...

... sitzt im Herzen.

... sitzt im Gehirn.

... sitzt im limbischen System.

... kann mittels Röntgen dargestellt werden.

... kann mittels Magnetresonanztomografie dargestellt werden.

Welche dieser Aussagen, liebe Leserinnen und Leser, hätten Sie als richtig identifiziert?

Kommen wir zur Auflösung:

»Die Seele sitzt im Herzen.« Wie denkt man über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines solchen Satzes nach? Wenn es schon eine Seele gibt, wo soll sie sitzen? Der Test gibt eine eindeutige Antwort: Diese Aussage ist falsch. Die Seele sitzt *nicht* im Herzen. Was sollte sie dort auch verloren haben?! Sie sitzt im Gehirn, genauer gesagt: im limbischen System. Kann sie dann mittels Röntgen dargestellt werden? Nein, natürlich nicht – um die Seele darzustellen, braucht man schon einen Magnetresonanztomografen.

Hätten Sie mit so präzisen Antworten gerechnet? Unsere Welt ist exakter geworden. Rudolf Virchow sagte noch, er habe so viele Leichen seziiert, aber nie eine Seele gefunden. Heute hingegen können wir sie sogar magnetresonanztomografieren.

Was daran erstaunt, ist nicht nur die Schlichtheit einer Denkleistung, die das Gerüst für den Bau hält, sondern auch die Tatsache, dass der Gegenstand der Psychologie als »Seele« bezeichnet wird. Es ist weniger deren religiöse Konnotation, die problematisch erscheint, sondern die Zugehörigkeit dieses Begriffs zur Alltagssprache, welche uns von Kindheit an lehrt, mit »Seele« den höchstpersönlichen innersten Kern zu bezeichnen, in dem wir ganz für uns sind, in den uns niemand folgen kann und in den wir uns zurückziehen, um uns selbst zu bewahren, wenn wir uns fundamental bedroht fühlen. Aus diesem Grund begann die Erforschung der Seele und mit ihr die Bezeichnung »Seelenkun-

de« schon im 19. Jahrhundert abzunehmen: Die Psychologie hat sich der Psyche zugewandt und die Seele den Dichtern überlassen, den Einzigsten, die heute für sie zuständig sind:

*Nennt ihr das Seele, was so zage zirpt
in euch? Was, wie der Klang der Narrenschellen,
um Beifall bettelt und um Würde wirbt,
und endlich arm ein armes Sterben stirbt
im Weibrauchabend gotischer Kapellen, –
nennt ihr das Seele?*

*Schau ich die blaue Nacht, vom Mai verschneit,
in der die Welten weite Wege reisen,
mir ist: ich trage ein Stück Ewigkeit
in meiner Brust. Das rüttelt und das schreit
und will hinauf und will mit ihnen kreisen ...
Und das ist Seele.*

(Rilke, 1897, S. 103)

Es ist kein Zufall, dass wir bei den Dichtern gelandet sind. Die (Ab-)Wege des Sinnlichen, die diesem Heft seinen Namen gegeben haben und zu denen auch die Poesie gehört, tauchen, wie Sie bei der Lektüre des ersten Textes sehen werden, überall dort auf, wo es um jenen sich ständig entziehenden Kern geht. Die Psychoanalyse hat ein Wort, mit dem sie sich diesem Innersten manchmal nähert, während es sich entfernt: Ein »Element des ›incommunicado‹«, so unser Autor Johannes Döser mit Winnicott, sei es, das im »Zentrum jeder Person« sitzt, »heilig und höchst bewahrenswert« ist (Winnicott, 1963, S. 245) und vor Kommunikation, das heißt vor Zugriff bewahrt werden muss. »Wir können den Haß der Menschen auf die Psychoanalyse verstehen, die tief in die menschliche Persönlichkeit eingedrungen ist, und die für das menschliche Individuum in seinem Bedürfnis nach geheimer Isolierung eine Bedrohung darstellt.« (a.a.O., S. 246) Diese Worte erinnern an eine Mitteilung Patrick Millers über den Diskussionsbeitrag eines Neurobiologen, den Erika Kittler in ihrem Koreferat zu Charles Mendes de Leon im Rahmen der DPV-Frühjahrstagung 2019 wiedergab:

Ich wollte nie eine Analyse machen. Und wenn ich Ihnen so zuhöre, weiß ich genau, warum ich nie eine Analyse machen werde. Was Sie beschreiben, impliziert, wenn es denn funktioniert, dass Ihr Verfahren an die lebendige Substanz rührt, und ich würde niemals wollen, dass irgendjemand sich an meiner eigenen lebendigen Substanz zu schaffen macht. (Kittler, 2019, S. 385)

Im Grunde jedoch sind all diese Überlegungen bereits eine Einführung in den schon erwähnten ersten Text dieses Hefts, der genau jenes »Element des ›incommunicado‹« umkreist, um das es hier gerade ging – und damit bin ich bei den Beiträgen dieser Ausgabe der »Blauen«.

Johannes Döser gibt in seiner umfassenden Erörterung »Einsamer nie als im August«. Vom Glück, die Einsamkeit zu teilen das Stichwort des innersten Kerns und seiner Nicht-Kommunizierbarkeit. Nur wenige Beiträge in der psychoanalytischen Literatur thematisieren die grundlegenden Funktionen, die die Einsamkeit und das Alleinsein für die Psyche haben; Döser trägt dazu bei, diese Lücke zu füllen. In neun Abschnitten diskutiert er die Facetten des Allein- und Einsamseins: nicht nur als Affekt des Objektverlusts zunächst, der mit einer Erschütterung des narzisstischen Gleichgewichts einhergeht, sondern auch und vor allem als unhintergehbaren Entwicklungsschritt im Laufe der individuellen Reifung (daher auch der besondere Bezug der Einsamkeit zum Stadium der Adoleszenz), als Ausgangspunkt und Voraussetzung der Kreativität, als ermöglichende Bedingung von Sublimierung, als Reservoir des Widerstands gegen äußeren Zwang, als Knotenpunkt der Auseinandersetzung zwischen innerer und äußerer Realität, als Stätte der Bewahrung der Individualität, als Phänomen eben des »incommunicado« des tiefinnersten Selbst und schließlich als untrennbar mit dem Akt der Erkenntnis verbundene menschliche Grunderfahrung. Bemerkenswerterweise kehrt Döser, während er die Zeugnisse der Einsamkeit und Entfremdung bei Gottfried Benn und Edith Jacobson während der NS-Zeit abtastet, eine Kinderanalyse schildert und Fausts Gespräch mit Mephisto in der finsternen Galerie interpretiert, in Schleifen immer wieder zurück zur Sublimierungsfähigkeit mit ihren Formen sinnlichen Ausdrucks, die im Zurückgeworfensein auf den innersten Kern unseres Wesens vom Erleben der Einsamkeit immer wieder hervorgebracht zu werden scheinen: Mit Gedichten als Manifestation von Spiel und ästhetischem Erleben halten Benn und Jacobson sich am Leben; die Sublimierungsfähigkeit, die in einer Bonbonhülle einen Schneck zu erkennen vermag, ermöglicht dem Analysekind Jonas Entwicklung (trotz, mit, wegen und neben seinem destruktiven Potenzial); und Fausts Reise zur Erkenntnis hat selbst die Form einer Dichtung.

Quasi vom entgegengesetzten Ende, nämlich von autistoiden Phänomenen her, nähert *Ewa Kobylińska-Dehe* sich der sinnlich betonten Kommunikation, deren ungeheure Bedeutung sich erst in ihrer Abwesenheit erschließt. *Mensch ohne Welt? Von der Stummheit zur Grundmelodie der Seele* ist ein Fallbericht und viel mehr als das: Der Beitrag berührt gesellschaftliche Phänomene und die phänomenologischen Konzepte der Lebenswelt und der (Zwischen-)Leiblichkeit, die – zwanglos psychoanalytisch weitergedacht – die sinnlich verankerte menschliche Grundverfasstheit, die »unhintergehbare, basale Sphäre, in der wir alltäglich leben, ohne sie je im Ganzen thematisieren zu können«, erhellen, ehe der Text in eine ausführliche und breit angelegte Falldarstellung mündet. Eine Antwort auf die Frage nach dem Zustand unserer Lebenswelt, die »digitalisiert, kolonialisiert, globalisiert und zerstreut« wird, kann von der Psychoanalyse wohl kaum auf der Ebene einer gesellschaftlichen Analyse ge-

ben werden. So wendet sich die Autorin den »Mikroprozessen« der klinischen Psychoanalyse zu und schildert die Entwicklung ihrer Patientin Marie – eine der ganz seltenen Behandlungen, in denen die Abweichung von einer psychoanalytischen Norm sich als Festhalten an der psychoanalytischen Grundhaltung erweist.

Eine weitere Möglichkeit, sich mit der Sinnlichkeit zu beschäftigen, ist, ihr Organ in den Mittelpunkt der Überlegungen zu stellen. In seinem Aufsatz *In Kafkas Haut – Schicksale und Restitutionsversuche des Haut-Ichs* nimmt Andreas Mittermayr die zahlreichen Schriften in den Blick, in denen Franz Kafka die Haut und ihre Funktionen direkt und indirekt thematisiert. Diese Texte bilden ein schier unerschöpfliches Reservoir an »Material[,] eine wertvolle Quelle für das Verständnis des Haut-Ichs, seiner möglichen Schicksale und Störungen und damit verbundener Phantasien und Repräsentationen«. Im Sinne einer Strukturierung schlägt der Autor vor, die Funktionen der psychischen Haut mithilfe von drei Ordnungskategorien zu erfassen, um diese dann anhand mehrerer Schriften und mit der sprichwörtlichen Hellsichtigkeit des Dichters zu untersuchen und zum Schluss auch ein eigenes klinisches Beispiel beizusteuern. Er realisiert mit der Analyse von Kafkas Texten nebenbei auch die in der psychoanalytischen Ausbildung öfter erhobene, aber kaum je verwirklichte Forderung, die Literatur als Quelle eines – wiederum sinnlich getönten – lebendigen Verständnisses psychischer Leidenszustände und Störungsbilder heranzuziehen. Es ist vor allem die Reichhaltigkeit der masochistisch getönten, ins Perverse reichenden Körperphantasien, die erschüttert, und ebenso die Radikalität, mit der die Libidinisierung des Schmerzes als Abwehr eingesetzt wird, um der Unerträglichkeit des beschädigten, brüchig gewordenen oder zerrissenen Hautschutzes zu begegnen.

Beinahe wie eine Fortsetzung dieses Beitrags wirkt Patrick Schwengeler Artikel *Wo kein Schmerz ist, da fehlt auch die Lust*, der mit Kafka anhebt, um sich dem Phänomen des Masochismus anzunehmen. Schwengeler fokussiert hier insbesondere auf die Begriffe Rhythmus und regressive Entstellung, die Freud in seinem Text über den Masochismus verwendet, aber nicht ausführt. Wiederum ist es das an den Körper gebundene sinnliche Erleben, das hier ausschlaggebend ist: »Der Rhythmus ist in allen Registern – oral, anal, genital und phallisch – dabei. Er fährt in den Körper und bringt etwas in uns zum Schwingen. Das Körperliche dieses Prozesses und damit das Wortlose ist bedeutsam.« Dabei erweist sich das Lustprinzip selbst als von masochistischer Lust geprägt – und diese Lust ist es, welche die Brücke zum Realitätsprinzip bildet (S. 300). Die regressive Entstellung hingegen ist notwendig, um fragmentierte Gefühle und Erfahrungen in eine sinnvolle Beziehung zueinander bringen und Lust im wahrsten Sinne des Wortes erleben zu können. Erst dieses enge Zusammenspiel von Leid und Lust befähigt das Individuum zum Erleben von Schmerz einer-

seits und Lust andererseits. Wie dieser Vorgang den Analytiker in Mitleiden-
schaft zieht, darauf geht der Autor mit klinischen Beispielen ein.

Die Situation par excellence der letzten Jahrzehnte, in der uns die Erfah-
rung der sinnlich erfassbaren Anwesenheit des anderen jäh und heftig bewusst-
wurde, weil dieser andere auf bisher nicht vorstellbare Weise abwesend war,
ist die vor noch nicht einmal zwei Jahren zu Ende gegangene Pandemie. Fiel
in jener Zeit das Ausbleiben von psychoanalytischen Texten zu diesem Thema
geradezu auf, so scheinen Verarbeitung und Verstehen jener Erlebnisse nun – in
der Nachträglichkeit – einzusetzen. Gleich zwei Beiträge sind es, die sich mit
den Erfahrungen während der Pandemie beschäftigen:

Nahtlos nimmt *Mechtild Dahinden Vorkauf* die Themen von Patrick
Schwenglers Beitrag in ihrem »Gedankensplitter« wieder auf: Schmerz, Abwe-
senheit und der Rahmen werden gleich in den ersten Zeilen benannt. Dass dabei
wiederum die sinnlich erfahrbare Anwesenheit des Objekts im Zentrum steht,
geht bereits aus dem Titel hervor: *Wie klingt das Runzeln der Stirn, das Strahlen
von Augen, welches Geräusch entspricht deinem Geruch?* Der Einschnitt der
Pause, welche die Autorin mit ihren Patienten zu Beginn des Lockdowns ver-
einbarte, machte erst bewusst, wie sehr die ans Vergessen grenzende Selbstver-
ständlichkeit der Anwesenheit des Objekts Teil des Rahmens war und ist: »Die
Behandlung im Sprechzimmer in Anwesenheit beider Protagonisten ist Teil
eines Rahmens, der neben den Worten und der Stimme auch Gestik, Mimik,
Darmgeräuschen, Gerüchen, vergessenen Gegenständen und anderen physi-
schen Äusserungen Platz bietet. Mit anderen Worten, das Heben und Senken
der Augenlider in der Sitzung wird in diesem Raum zur Mitteilung, auch wenn
wir sie bewusst gar nicht wahrnehmen.« (S. 313) Damit spinnt Mechtild Dahin-
den Vorkauf auch das Thema von Ewa Kobylinska-Dehe fort. Aber was bedeu-
tet die physische Anwesenheit und wie vermittelt sie sich? »Vielleicht ist es eben
ähnlich wie mit Covid: Man steckt sich an, ohne dass die Übertragungswe-
ge bewusst wahrnehmbar sind; man bemerkt erst die Auswirkungen.« (S. 314)
Und so formuliert unsere Autorin für uns einige Gedanken einer neu erfahren-
en Perspektive auf die Übertragung, den Rahmen und die physisch erlebbare
Anwesenheit der an der Analyse Beteiligten.

In unserer Essay-Rubrik »Die Haut auf der Milch« beschäftigt sich *Martina
Burdet Dombald* damit, wie rasch und willig zahlreiche Psychoanalytiker den
Settingwechsel von der persönlichen Anwesenheit zum Online-Modus vollzo-
gen haben. Verblüffend einfach ist ihre Frage und erhält durch die scheinbare
Naivität geradezu die Qualität einer Deutung: *Hat Bequemlichkeit etwas mit
Psychoanalyse zu tun?*

Am Ende dieses Heftes stehen zwei Rezensionen: *Galina Hristeva* setzt
sich mit *Michael Schröters Auf eigenem Weg. Geschichte der Psychoanalyse in
Deutschland bis 1945* auseinander und legt damit eine ebenso sachliche wie kri-

tische Charakterisierung dieses Werks vor. Und *Andreas Rechling* diskutiert anhand von *Donald L. Carveths* Schrift *Guilt. A Contemporary Introduction* dessen Konzeption einer Gewissensinstanz, die sich vom Über-Ich unterscheidet – Überlegungen, die vor dem Hintergrund des bereits seit Jahrzehnten thematisierten Strukturwandels der Gesellschaft stattfinden und auch klinische Implikationen nach sich ziehen.

Ganz zum Schluss noch eine Mitteilung in eigener Sache: Nach zehn Jahren Mitarbeit bei der »Blauen« lege ich die Herausgeberschaft für Österreich dieser Zeitschrift mit Ende 2024 in die Hände meines Kollegen Andreas Mittermayr, der bereits seit fast zwei Jahren mitarbeitet, alle Abläufe und auch das Arbeitspensum kennt und sich voller Lust und Engagement einbringt. Zusammen mit den Herausgeberinnen und Herausgebern einer neuen, jüngeren Generation wird er unserer »Blauen« wohl auch ein neues Gepräge geben und dafür sorgen, dass das, was an dieser Zeitschrift wertvoll und bewahrenswert ist, den Generationenwechsel überlebt.

Ich möchte an dieser Stelle in erster Linie meinen langjährigen Kolleginnen Erika Kittler und Elisabeth Aebi Schneider danken: nicht nur für die kluge, kreative, unkonventionelle und leidenschaftliche Zusammenarbeit und Auseinandersetzung, sondern auch für die Gastfreundschaft, die Großzügigkeit und das persönliche Interesse, das ich in diesen zehn Jahren erfahren habe. Mein Dank gilt aber auch dem Verlag und seinen Mitarbeiterinnen: Vittorio Klostermann, der die Zeitschrift im Jahr 2017 übernommen und alles (und noch mehr) bereitgestellt hat, was wir brauchten, ohne irgendein Aufheben davon zu machen, und der Verlagsleiterin Anja Urban, Verkörperung von unerschütterlicher Zugewandtheit, Beharrlichkeit und Geduld.

Wien, im November 2024

Sabine Schlüter

Literatur

- Kittler, E. (2019): Das »Phantom unseres Ichs« und das »Gespenst der Identität«. Ko-Referat zu Mendes de Leon. *ZpTP* 34/4, S. 384–404.
- Rilke, R. M. (1897): Advent. In: ders.: *Die Gedichte*. Frankfurt am Main: Insel, 1986, 97–137.
- Winnicott, D. W. (1963): Die Frage des Mitteilens und des Nicht-Mitteilens führt zu einer Untersuchung gewisser Gegensätze. In: ders.: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Frankfurt am Main: Fischer, 1985, 234–253.